



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Otto Ludwig in Leipzig

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Otto Ludwig in Leipzig

Von Adolf Stern



it einem Schlage war im Oktober des Jahres 1839 der Cinfiedler von Eissfeld aus der Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetische und musikalische Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und Musiklebens veretzt worden.*) An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er selbst, wie fest — mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidene Stadtwohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeschränkten Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gezeierten Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor seinem Landesherrn gestanden und als er sich, ein halbes Jahr später, zur Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl, endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine lachende Richtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen. Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen veränderten Lebensweise, übersehlich den Thüringer, und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Richtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, da er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Ströme zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen

*) Dieser Aufsatz ist ein Bruchstück der Lebensbeschreibung Otto Ludwigs, die der neuen, von Neujahr 1891 ab im Verlage von F. W. Grunow erscheinenden Gesamtausgabe seiner Werke beigegeben werden wird.
D. Red.

worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Otto Ludwig war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weithin sichtbaren Aufschwungs in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der liebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersehenden, schönggeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und Sonnabendmotetten zuteil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des schöpferischen Vermögens des Komponisten auch nur ahnte, das Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias“ und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte“ entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war eben nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer besessen, dem großen Bach waren bescheidenere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordene Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unablässig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemeinsinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unablässig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeuten-

tender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notendruckereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammengenommen vorhandene Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das literarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhaus'schen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin“ und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das literarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das literarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch“ und „Wunderbuch“ beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsenen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen“ Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigirten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt,“ abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion die namhafteste war), wie in ihren eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordenen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Moser, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmloseren, aber einflussreichen Belletristen des Leipziger Parnasses: der Böhme Karl Herloßsohn, der die Zeitschrift „Der Komet,“ die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen,“ und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater,“ der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Moden“ redigirte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gährung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen

für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Litteraten“ zur Zeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebigem Lyrik sei es zur Übersetzerfron, sei es zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern,“ dem „Wandelstern,“ mit K. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen mußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer“ Litteratur versuchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zug von vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die litterarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gährungsperiode, Ruges und Schtermeyers „Hallsche Jahrbücher,“ zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielversprechend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und litterarischen Versuche zunächst näher liegen mußte, als das Treiben der Litteratur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bachs Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lorzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gediehenen und gereiften Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturme erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffene Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß

ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen. Aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles gewonnen, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne gleichsam verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus ausgeführt zu hören wünschten und, soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch ausgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn her herrschte und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art, warm und wohl wurde. Die zahlreichen und größtenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen, wie in den reichen kunststimmigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmunglosen Hast und dem nervös überreizten Gebahren der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache, auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtessen mit Gesangsquartett „bei Reils“ im Löhrschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab:

„mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erbkönig, Teufel und seine Großmutter,“ um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufzuführen, wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

So sicher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren“ Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moriz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngerer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik“ geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Clara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler,“ soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik“ mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen,“ hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein

stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich dawider, eine Parteilahme gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im Großen und Ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidenen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Otto Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich gleichwohl von vornherein kühler und kritischer, gleichsam unempfänglicher verhielt, so wirkten hierzu mannichfache Umstände zusammen. Sein Koffer mit den Singspielen und den Balladenkompositionen langte von Giesfeld erst nach Wochen an, und natürlicherweise wünschte Mendelssohn die Versuche des ihm empfohlenen Talentes vor allem kennen zu lernen. Die ersten Wochen verstrichen ungenügt für die Hauptsache, Ludwig gewann von seinem künftigen Lehrer zunächst nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelssohn-Bartholdy, schrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Wasungen, ist ein sehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat sich in seine Physiognomie, seinen schwarzen Lockenkopf und seine schnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Musikalien, die er sehen möchte, nicht angekommen sind.“ Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt gesehen hatte, ja selbst der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den ersten Tagen empfing, seinen Erwartungen nicht entsprachen. Er hörte im ersten Konzert, das er besuchte, Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt“ — die „Originalromanteste“ ergriff ihn nicht — und darnach die Spohrsche „Weihe der Töne,“ zu der er bemerkte: „In Hildburghausen klang sie anders, das waren Töne der Weihe!“ Leicht möglich, daß die Spohrsche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber eben so denkbar ist es, daß der Einsiedler von Giesfeld sich zunächst durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung gerissen fühlte. Seine Schilderung des Riesensaales — als solcher erschien ihm der alte Gewandhaussaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Briefe läßt auf etwas derart schließen. Und nun geschah, was für ihn das ungünstigste werden mußte: er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolirung zurück, zu der ihn sein seitheriges

Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und Alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich, als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein „Töppchen“ getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat Ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!“

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Berliner Presse. Hätte die Bedeutung Bismarcks noch einer ausdrücklichen Bescheinigung bedurft, die Zeit seit seinem Rücktritte von den Staatsgeschäften würde diese hundertfach ausgestellt haben. Drei Vierteljahre sind vergangen, und noch kann weder Feind noch Freund sich darein finden, daß der gewaltige Mann im Vollbesitze der Kraft feiern soll, während so schwere Fragen auf die Tagesordnung gebracht werden. Was geschieht und was nicht geschieht, giebt Anlaß zu Erinnerungen, Vergleichen und Vermutungen, wie die Dinge laufen würden, falls seine Hand noch am Ruder wäre. Ihm wurde einst Mangel an Ruhe, nervöse Hast und Ungeduld vorgeworfen; die das thaten, müssen heute, wenn sie es auch nicht eingestehen, mit Beschämung an ihr damaliges vorschnelles Urtheil denken. Nicht minder die antiken Charaktere, die den vollen Brustton aufzuwenden pflegten, um jedem ihre Verachtung auszudrücken, der seiner überlegenen Einsicht eine Parteimeinung unterordnete. Oder vielmehr: sie müßten so empfinden, wenn die Schule des Parteilebens ihnen noch die Fähigkeit gelassen hätte, natürlich zu empfinden, selbständig zu denken.

Deutschland hat selten ein so trauriges Schauspiel geboten, wie im März und April, als der freisinnige Sanhagel dem Begründer des neuen Reiches faule Äpfel nachwarf und Schimpfreden nachrief, und die Nothe nicht durch den Ausbruch der Entrüstung aller anständigen Menschen verschleucht wurde. Nicht einmal der dem doch begründete Haß der französischen Gassenblätter ließ sich zu gleicher Niedrigkeit herab. Wir haben damals aus dem Munde von Parisern, Polen und österreichischen Ultramontanen Äußerungen vernommen, die bewiesen, wie die Ehrenhaften unter unsern Feinden solches Treiben ansahen. Vielleicht regte sich bei ihnen stille Schadenfreude, dann aber hatten sie Anstand genug, sie wenigstens nicht laut werden zu lassen, sondern nur ihr Bedauern über so unerhörten Undank zu erkennen zu geben.

Nun endlich, sollte man meinen, habe die Parteiwut sich genugthun können.